

Un/doing Race. Rassifizierung in der Schweiz¹

Rachel Huber, Marilyn Umurungi

Eigentlich sollte aus diesem Text eine klassische Rezension des Sammelbandes *Un/doing Race. Rassifizierung in der Schweiz* werden, der von Jovita dos Santos Pinto, Pamela Ohene-Nyako, Mélanie-Evely Pétrémont, Anne Lavanchy, Barbara Lüthi, Patricia Purtschert und Damir Skenderovic 2022 bei Seismo herausgegeben wurde und auf Französisch und Deutsch erschienen ist.² Wir entschieden uns aber, die Form einer klassischen Rezension gegen eine dialogische Buchbesprechung auszutauschen, zumal bereits eine gute Rezension des Buches im Fachforum *H-Soz-Kult* erschienen ist.³ In dieser dialogisch erarbeiteten Buchbesprechung treffen wir als zwei unterschiedlich sozialisierte und vom Thema auf verschiedenen Ebenen betroffene (Cis-)Frauen aufeinander. Marilyn Umurungi schreibt aus der Perspektive einer Schwarzen Schweizerin, in Ruanda geboren und in Zürich aufgewachsen. Rachel Huber schreibt aus der Perspektive einer *weissen* Schweizerin, in der Schweiz geboren und aufgewachsen. Wir möchten in dieser Form auf die Nachfrage nach multiperspektivischer Forschung und Debatten eingehen und durch diesen Austausch über die eigenen Ambivalenzen und kognitiven Dissonanzen nachdenken. Wir hoffen, dadurch die Vielfalt nicht nur unserer Erfahrungen und Perspektiven auf den Themenkomplex *Race*, Rassismus und Rassifizierung in der Schweiz offenzulegen.

Unsere wissenschaftlichen Expertisen, aber auch unsere persönlichen Lebensgeschichten, Erfahrungen und Leerstellen fließen in diese Buchbesprechung mit ein und sind nicht frei von Widersprüchen und Unstimmigkeiten. Wir versuchen uns aber im gegenseitigen Austausch über die verschiedenen Aspekte unserer Positionen, die unsere Ansichten und Perspektiven auf die Themen Rassismus und Rassifizierung prägen können, bewusst zu werden. Der Dialog soll zu unserer eigenen Umsichtigkeit mit der Thematik beitragen. Denn diese ist unserer Meinung nach wichtig, um neue Formen und Dynamiken von Rassismen in der Schweiz erkennen zu können.

Bevor wir in den Dialog eingestiegen sind, haben wir das Buch gelesen und uns zu einem Gespräch getroffen. In diesem Gespräch entstanden Fragen zum Buch, die wir im Dialog wieder aufgriffen. Es entstanden aber auch Fragen innerhalb des dialogischen Schreibprozesses, die wir uns dann *ad hoc* stellten und beantworteten.

1 Wir bedanken uns bei Monique Lightenberg und Bernhard Carlos Schär für das Gegenlesen und das wertvolle Feedback zu den verschiedenen Fassungen des Textes.

2 Jovita dos Santos Pinto u. a. (Hg.), *Un/doing Race. Rassifizierung in der Schweiz*, Zürich 2022.

3 Aline Helg, Rezension zu: Jovita dos Santos Pinto u. a. (Hg.), *Un/doing Race. Rassifizierung in der Schweiz*, Zürich 2022, in: *H-Soz-Kult*, <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-129132> (20.9.2023).

Übersicht und Anliegen des Buches

Die 13 Beiträge des Buches, die den Zeitraum vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart umfassen, zeigen einerseits aus interdisziplinärer und intersektionaler Perspektive auf, dass *Race* nicht einfach immer existierte und etwas *ist*, sondern, dass *Race* sozial konstruiert und reproduziert wurde (und nach wie vor wird) und etwas *tut*. Andererseits beleuchten die Beiträge auch, wie man *Race* und Rassismus verlernen, beziehungsweise dekonstruieren kann.⁴ Diese zweiteilige Struktur des Buches klingt bereits im klug entwickelten Titel *Un/doing Race* an.

Der Sammelband ist in vier Kapitel gegliedert: Nach der Einleitung folgt das Kapitel *Rassismen ohne Race*, zu dem Jovita dos Santos Pinto, Claudia Wilopo zusammen mit Jana Häberlein sowie Noémi Michel je einen Beitrag beisteuern. Zum Thema *Intersektionale und transversale Konstellationen* schreiben Faten Khazaei, Anne Lavanchy gemeinsam mit Patricia Purtschert sowie Christina Späti. Die Beiträge von Tino Plümecke und Katharina Schramm, von Barbara Lüthi und Damir Skenderovic sowie von Pascal Germann und Viviane Cretton behandeln das Thema *Wissen, Politik und Rassifizierung* und im Kapitel *Antirassistische Horizonte* folgen die Beiträge von Pamela Ohene-Nyoko, Mélanie-Evely Pétrémont sowie Rohit Jain.

Ein Dialog über das Buch *Un/doing Race*. Rassifizierung in der Schweiz

Rachel Huber: Alle Beiträge setzen sich mit spezifischen Schweizer Ausprägungen von verschiedenen Rassismen auseinander: etwa mit anti-Schwarzem Rassismus, anti-muslimischem Rassismus, Rassismus gegen Sinti, Roma und Jenische, Antisemitismus und Orientalismus oder Formen des Rassismus, die im Rahmen der «Gastarbeiter»-Migration gegenüber Menschen aus Italien, Spanien, Portugal, der Türkei oder Südosteuropa entwickelt wurde. Konkrete rassistische Phänomene und Praktiken werden in unterschiedliche Theorien und Analysekonzepte eingebettet. Dabei fällt auf, dass diese Theorien wie beispielsweise die *Critical Race Theory* meistens ausserhalb der Schweiz in anderen demografischen und historischen Kontexten entwickelt wurden. Irgendwie stellte sich mir beim Lesen die Frage, können wir diese im US-Kontext entwickelten Theorien eins zu eins auf den spezifischen Schweizer Rassismus anwenden? Diese Frage stelle ich insbesondere mit Blick auf die neue von der Fachstelle für Rassismusbekämpfung herausgegebene *Grundlagenstudie zu strukturellem Rassismus in der Schweiz*, die von einem Forschungsteam des *Swiss Forum for Migration and Po-*

⁴ Jovita dos Santos Pinto u.a., Einleitung. *Un/doing Race – Rassifizierung in der Schweiz*, in: dies. u.a. (Hg.), *Un/doing Race. Rassifizierung in der Schweiz*, Zürich 2022, S. 9–52, hier S. 20.

pulation Studies (SFM) durchgeführt wurde und die zum Schluss kam, dass es spezifische Forschungskonzepte für die Schweiz braucht.⁵

Marilyn Umurungi: Dies ist eine häufige und berechtigte Frage in der aktuellen Rassismusforschung.⁶ Wissenschaftlich gesehen ist die Frage, ob derart kulturspezifische Konzepte in andere Kontexte übersetzt und in anderen Kontexten angewandt werden können, wichtig. Viele Konzepte in der globalen Rassismusforschung entstammen tatsächlich dem US-amerikanischen Kontext. Das bedeutet aber nicht, dass die Konzepte an sich mangelhaft sind. Die Frage basiert nämlich auf einer Annahme: Dass Rassismus in verschiedenen Kulturen verschiedene Ausprägungen hat, also dass es so etwas wie kulturspezifischen Rassismus gibt – zum Beispiel Schweizer oder deutschen Rassismus. Dieser Sammelband und auch andere Fachbücher zu Rassismus zeigen jedoch, dass Rassismus nicht nur historisch und kulturell, sondern immer auch systemisch ist und somit Eigenschaften aufweist, die universell beziehungsweise global gelten.⁷ Die Autor:innen in *Un/doing Race* untersuchen in ihren Arbeiten Ursache und Wirkung von Rassismus in der Schweiz und bedienen sich dafür einiger US-amerikanischer Konzepte.⁸

Rachel Huber: In der Grundlagenstudie der Fachstelle wird erwähnt, dass es noch an Konzepten fehlt für den Schweizer Kontext.

Marilyn Umurungi: Das stimmt auch. Die *Grundlagenstudie zu strukturellem Rassismus in der Schweiz* betont, dass es tatsächlich noch an Konzepten fehlt, die die demografischen Eigenheiten sowie die Geschichte des Rassismus in der Schweiz als Ausgangspunkt nehmen, um Methoden und Konzepte zu entwickeln, die den hiesigen Strukturen angepasst sind. Die Wirkungsfelder von Rassismus sind sowohl auf gesellschaftlich-struktureller Ebene wie auch auf individueller Ebene zu finden – dies ist universell.⁹ Gleichzeitig gibt es auf kultureller und politischer Ebene Unterschiede, die es bei Modellen und Konzepten, welche die Wirkungen untersuchen, zu beachten gilt. Konzepte wie die *Critical Race Theory*

5 Leonie Mugglin u. a., Grundlagenstudie zu strukturellem Rassismus in der Schweiz, SFM Studies #81d, Neuchâtel 2022, S. 13.

6 Vgl. Nationaler Diskriminierungs- und Rassismusmonitor (Hg.), Rassismusforschung I, Bielefeld 2023.

7 dos Santos Pinto u. a., Einleitung, S. 14–17; dies., Tilo Frey und die nichtperformative Inklusion, in: dies. u. a. (Hg.), *Un/doing Race. Rassifizierung in der Schweiz*, Zürich 2022, S. 55–76, hier S. 71.

8 dos Santos Pinto u. a., Einleitung, S. 14–16.

9 Vgl. Çiğdem Inan, Affekttheoretische Perspektiven auf Rassismus, in: Nationaler Diskriminierungs- und Rassismusmonitor (Hg.), Rassismusforschung I, Bielefeld 2023, S. 191–230, hier S. 191; Schweizerisches Kompetenzzentrum für Menschenrechte (Hg.), *Prävention von Gräueltaten in der Schweiz. Analyse am Beispiel von rassistischer Diskriminierung*, Zürich 2019.

setzen genau dort an. Sie zeigen auf: Es gibt verschiedene Formen und Wirkungsfelder von Rassismus, jedoch ist die *Ursache* von Rassismus beziehungsweise von rassistischer Ideologie eng verknüpft mit der globalen Kolonialgeschichte.¹⁰ Die Geschichte des Kolonialismus und die ihm vorangegangenen Prozesse der Essentialisierung haben zu einem hegemonialen, auf pseudotheoretischen «Rassentheorien» basierenden Diskurs geführt. Dieser rassendeologische Diskurs hat transnational und transkulturell gewirkt, wurde wissenschaftlich begründet, globalisiert und systematisch institutionalisiert. Die Folgen davon wirken immer noch nach und können letztlich nur durch global anwendbare Konzepte aufgebrochen oder verlernt – *un-done* – werden. Zu deiner Frage: Ich denke, du sprichst damit etwas Wichtiges an. Es braucht dringend Konzepte und Methoden, die ganz spezifisch aus der Schweizer Geschichte heraus und für den Schweizer Kontext entwickelt werden. Die US-amerikanischen, oder andere, können dabei eine Stütze sein. Weil Rassismus systemisch ist, braucht es aber auch universell anwendbare Konzepte und Methoden, die über die Ursachen aufklären. Wie dieses Buch zeigt, hat Rassismus eine spezifische Entwicklungsgeschichte, und es zeigt auch, dass sich Rassismus als Phänomen über die verschiedenen Epochen gewandelt und sich als Ideologie verschiedenen Zeiten und Kontexten angepasst hat und es weiterhin tut.¹¹ Die Wandlungsgeschichte von Rassismus setzt sich bis heute fort. Deshalb setzt die Einleitung des Buches auch bei einigen Überlegungen zur Aktualität von Rassismus in der Schweiz an und zeigt, wie diese sich in die lange Geschichte des globalen Phänomens einfügen.¹²

Zu einer kritischen Auseinandersetzung mit Rassismus gehört eine neue Sensibilität gegenüber unserer Sprache, in der sich koloniale Relikte manifestieren. Diese Kritik richtet sich oft auch gegen die Verwendung des Rassenbegriffs selbst. Und auch hier stellt sich für mich die Frage, wie wir in der Schweiz damit umgehen. Wie hast du die Auseinandersetzung mit dem Begriff *Race* in Anwendung auf den Schweizer Kontext verstanden?

Rachel Huber: Eine allgemeine Auseinandersetzung mit dem Rassenbegriff, dem Begriff *Race*, zieht sich fast durch alle Artikel durch, was sehr hilfreich ist. Auf diese Weise nähert man sich als Leser:in über unterschiedliche Perspektiven an die Bedeutung und an die Entstehungsgeschichte dieses Begriffs an. In den verschiedenen Beiträgen wird aufgezeigt, dass die Geschichte der Konstruktion und

10 Vgl. Richard Delgado, Jean Stefancic, *Critical Race Theory. An Introduction*, North Yorkshire 2012.

11 Vgl. Barbara Lüthi, Damir Skenderovic, *Flucht, Asyl und die Logiken des Rassismus*, in: Jovita dos Santos Pinto u. a. (Hg.), *Un/doing Race. Rassifizierung in der Schweiz*, Zürich 2022, S. 203–223, hier S. 217; Pascal Germann, *Abschied vom Homo Alpinus. Zur Geschichte der Schweizer Rassenforschung in globaler Perspektive*, in: ebd., S. 225–247, hier S. 242; Rohit Jain, *Schwarzenbach geht uns alle an! Gedanken zu einer vielstimmigen, antirassistischen Erinnerungspolitik*, in: ebd., S. 309–329, hier S. 318.

12 Vgl. Germann, *Abschied*, S. 227–243.

Prägung des Begriffs mehrere Jahrhunderte zurückgeht und eng mit der moralischen und religiösen Legitimation des Sklavenhandels und des Kolonialismus verknüpft war. Um als Christ:innen mit gutem Gewissen andere Menschen abzuwerten, auszubeuten, zu misshandeln und zu töten, musste man ein Konzept konstruieren, das diese Meschen zu «minderwertigen» Menschen macht, sie dehumanisiert. So konstruierten Europäer:innen Hierarchien zwischen gleichwertig geborenen Menschen, die man mit dem Begriff der «Rasse» untermauerte. Seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert wurden Unterschiede zwischen vermeintlichen «Rassen» zunehmend entlang von Unterschieden in der Hautfarbe konstruiert. Es wird im Buch evident, dass *Race* als Kategorie Unterschiede zwischen Menschen naturalisiert und hierarchisiert. *Race* sei keine Entität, sondern etwas Prozessuales, das «hergestellt, eingesetzt, verändert und negiert wird.»¹³ Mir hat die Lektüre sehr geholfen, die Vieldeutigkeit des Konzepts *Race* zu verstehen.

Marilyn Umurangi: Kannst du erklären, wie es zu den verschiedenen Deutungen von *Race* kam?

Rachel Huber: Das Buch liefert hierzu erhellende Antworten. Im Verlauf der Geschichte der wissenschaftlichen und zivilgesellschaftlichen Auseinandersetzung mit Rassismus wurden der Begriff *Race*, Konzepte und Praktiken in Frage gestellt, analysiert, bekämpft und in der Folge abgelehnt, verändert und angeeignet.¹⁴ Ich wurde in meinem kultur- und geschichtswissenschaftlichen Studium zum Beispiel dahingehend sozialisiert, den Begriff ausschliesslich als Quellenbegriff zu verwenden und ihn in Anführungs- und Schlusszeichen zu setzen. In deutschsprachigen Texten wird oft der Anglizismus *Race* gebraucht.¹⁵ Im Buch *Un/doing Race* erfahren die Leser:innen jedoch, dass es unterschiedliche Haltungen zur Verwendung des Begriffs gibt, und zwar insbesondere im Hinblick auf das ebenfalls in mehreren Beiträgen erläuterte Konzept *Racelessness* beziehungsweise «Rassismus ohne Rassen».¹⁶ *Racelessness* wird in der Einleitung folgender-

13 dos Santos Pinto u. a., Einleitung, S. 19.

14 Vgl. zur wissenschaftlichen und aktivistischen Auseinandersetzung mit dem Begriff «Rasse» in Deutschland: Maria Alexopoulou, Rasse/Race, in: Inventar der Migrationsbegriffe, Rasse/race – Inventar der Migrationsbegriffe (20.4.24).

15 In der Einleitung wird erklärt, warum die Herausgeber:innen des Sammelbandes den Begriff *Race* verwenden und «Rasse» lediglich als historischen Quellenbegriff nutzen. *Race* sei, im Gegensatz zu anderen problematischen Begriffen, «von einer langen Geschichte der kritischen Aneignung geprägt, etwa durch antikoloniale und antirassistische Bewegungen», darüber hinaus findet er in der Rassismusanalyse Verwendung. Vgl. dos Santos Pinto u. a., Einleitung, S. 17.

16 Siehe beispielsweise den Beitrag von Noémi Michel, Racial Profiling und die Tabuisierung von «Rasse», in: Jovita dos Santos Pinto u. a. (Hg.), *Un/doing Race. Rassifizierung in der Schweiz*, Zürich 2022, S. 101–122, oder Tino Plümecke, Katharina Schramm, Beständige Kopplungen. NaturenKulturen aktueller Rassifizierungen, in: Jovita dos Santos Pinto u. a. (Hg.), *Un/doing Race. Rassifizierung in der Schweiz*, Zürich 2022, S. 179–202.

massen beschrieben: *Race* gelte in einem «sich als postrassistisch verstehenden Europa als abwesend und überwunden.» Aus diesem Grund sei es «fast unmöglich, Rassismus über die zwischenmenschliche Ebene hinaus zu adressieren.»¹⁷ So entstehe ein «unnamable Racism».¹⁸ Ein Rassismusproblem hätten die anderen, etwa die USA oder Südafrika, nicht aber die Schweiz. Damit findet keine Auseinandersetzung mit Rassismus und *Race* statt. Es ist meiner Meinung nach auch deswegen notwendig, den Diskurs über *Race* beziehungsweise den Rassenbegriff in der Schweiz vehementer zu führen und akut zu halten.

In der *Grundlagenstudie zu strukturellem Rassismus in der Schweiz* weisen befragte Fachpersonen darauf hin, «dass die wissenschaftliche und öffentliche Debatte zu Rassismus in der Schweiz im Gegensatz zu anderen Ländern im Rückstand ist.»¹⁹ Das Buch leistet seinen Teil dazu, diese Debatte voranzutreiben. Beispielsweise geht Noémi Michel in ihrem Beitrag auf ein Regime der *Racelessness à la Suisse* ein. Dabei bezieht sich Michel auf etliche Autor:innen, die aufgezeigt haben, «dass die Tabuisierung von ‹Rasse› die institutionellen Räume, öffentlichen Debatten und zwischenmenschlichen Beziehungen in der Schweiz umfasst, und einen effektiven Kampf gegen Rassismus erschwert.» Ein Symptom dieses Regimes sei das *Racial Profiling*, das, so Michel, nicht in erster Linie aufgrund der Vorurteile und der Haltungen der individuellen Schweizer Polizist:innen existiere, sondern hauptsächlich wegen der «institutionalisierten Praxis, die durch eine lange Geschichte rassistischer Unterdrückung in der Schweiz und im Westen entstand und weitergeführt wird.»²⁰

Marilyn Umurungi: Die Beschreibung des Regimes der *Racelessness à la Suisse* war für mich neu. Sie akzentuiert aber sehr überzeugend die Tabuisierung des Rassenbegriffs.

Rachel Huber: Genau, das finde ich auch. Tino Plümecke und Katharina Schramm gehen ebenso auf die Tabuisierung des Begriffs «Rasse» ein. Sie argumentieren, dass eigentlich wichtige Aussagen wie «Rassen gibt es nicht!», die gegen Versuche vorgehen, soziale Ungleichheit, Ausschluss und Rassismus mit biologischen Differenzen zu rechtfertigen, bis heute «weder biologische Rassifizierungen abgeschafft noch Rassismus beendet» haben.²¹ Aus diesem Grund weigern sie sich in ihrem Beitrag bewusst gegen die Verwendung von Anführungs- und Schlusszeichen beim Wort «Rasse». Damit wollen sie die «Irritationen und Problematiken, die mit dem Rasse-Begriff verbunden sind», dringlich

17 dos Santos Pinto u. a., Einleitung, S. 31.

18 Dieses Konzept wurde eingeführt von Noémi Michel, Sheepology. The Postcolonial Politics of Raceless Racism in Switzerland, in: *Postcolonial Studies* 18/4 (2015), S. 410–426, hier S. 410.

19 Mugglin u. a., *Grundlagenstudie*, S. 8.

20 Michel, *Racial Profiling*, S. 104 f.

21 Plümecke, Schramm, *Beständige Kopplungen*, S. 180.

halten. Es sei wichtig, gerade die Beharrlichkeit und stetige Erneuerung rassifizierter Konstrukte in den Blick zu nehmen, um Rassismus zu bekämpfen. Hierzu genüge es nicht, «Rasse als Fiktion herauszustellen, sondern es gilt zu zeigen, wie Rassifizierungen und damit auch die Differenzkategorie Rasse selbst in heterogenen Praktiken überhaupt hervorgebracht und wirkmächtig werden.»²² Jüngst hat auch die deutsche Rassismusforscherin Natasha A. Kelly darauf hingewiesen, dass es notwendig sei, den Begriff «Rasse» weiterhin als Analysekategorie zu verwenden. Schwarze Menschen in Deutschland würden seit der Kolonialisierung dafür kämpfen, ihre Geschichte sichtbar zu machen. Diese Sichtbarkeit sei bisher nur durch die Kategorie «Rasse» möglich gewesen, die aufgrund der anhaltenden Präsenz von Rassismus eine soziale Realität geformt habe und zu einem grundlegenden Element der Schwarzen deutschen Geschichte geworden sei. Um diesem Umstand gerecht zu werden, werde im sozialwissenschaftlichen Kontext der Begriff *Race* verwendet, der eine soziale Definition ermöglicht und *Agency* fördert – die Fähigkeit, für sich selbst einzustehen und zu sprechen. Dieser Begriff integriere die Geschichte der konstruierten biologischen Kategorie «Rasse», um ihre fortwährende soziale Wirkung zu analysieren. Daher sollte die zentrale politische Aufgabe darin bestehen, die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung von *Race* als sozialer Kategorie zu lenken, anstatt auf die veraltete biologische Lesart von «Rasse».²³

Pascal Germann beschreibt ebenfalls, wie die Schweizer Rassenforschung Anfang des 20. Jahrhunderts den Rassenbegriff geprägt und ihn nachhaltig als «globales Deutungsschema» für die Kommunikation und den Austausch mit der Wissenschaft in den internationalen Umlauf brachte, während der Begriff dabei offen und vage geblieben sei.²⁴ Dabei zeigt Germann auf, dass die Attraktivität des Rassenbegriffs gerade in seiner Funktion als «Scharnierbegriff zwischen Wissenschaft und Politik» lag.²⁵

Marilyn Umurungi: Warum war das für dich überzeugend?

Rachel Huber: Ich finde, die unterschiedlichen Analysebetrachtungen zu «Rasse» und *Race* führen zu einer vertieften und vielfältigen Auseinandersetzung, die ich als jemand, die nicht direkt betroffen ist, sehr hilfreich und wichtig finde, um eine theoretische Basis im Umgang mit Rassismus zu haben und eine antirassistische Sprache und Haltung weiterzuentwickeln.

Ich frage mich aus meiner Perspektive aber, ob es in der Schweiz wirklich einen *unnamable Racism* gibt und ob dieser Befund, dass man den Rassenbegriff

²² Ebd., S. 180 und Fussnote 3 (kursiv im Original).

²³ Natasha A. Kelly, *Rassismus. Strukturelle Probleme brauchen strukturelle Lösungen*, Zürich 2021, S. 34f.

²⁴ Germann, *Abschied*, S. 229.

²⁵ Ebd., S. 225.

nicht mehr verwendet, wirklich auch auf die Schweiz zutrifft. In meinem Umfeld, beispielsweise in der Nachbarschaft oder der Verwandtschaft und unterwegs im öffentlichen Raum, wird der Begriff der «Rasse» ganz selbstverständlich verwendet. Ausserhalb der wissenschaftlichen *Community* und des antirassistischen Aktivismus findet erstaunlich wenig Auseinandersetzung damit statt, was eine antirassistische Sprache bedeutet. Teilweise gibt es ein offenes Bekenntnis zu einer rassistischen Sprache und folglich zu Rassismus. Das hat unter anderem die Debatte um die Süsspeise, die nach dem M-Wort benannt wurde, gezeigt.²⁶ Also, einerseits wird im Sammelband darauf hingewiesen, dass in der Schweiz die Tatsache, dass es Rassismus gibt, mehrheitlich negiert wird. Auf der anderen Seite wird von Teilen der Schweizer Bevölkerung darauf bestanden, dass sie eine rassistische Sprache verwenden darf, wie sich beispielsweise in der M-Kopf-Debatte gezeigt hat. Meiner Meinung nach ist hierfür unter anderem struktureller Rassismus die Ursache. Dass der M-Kopf-Begriff in der Schweiz lange Zeit weit verbreitet und akzeptiert war und immer noch ist, deutet auf eine mangelnde Sensibilität für rassistische Sprache und ihre Auswirkungen hin. Dies ist ein Hinweis darauf, dass in der Gesellschaft struktureller Rassismus vorhanden ist, der sich in der Normalisierung rassistischer Begriffe manifestiert.²⁷ Dieser Tatsache wird in der Wissenschaft, in antirassistischen Bewegungen sowie in Teilen der Verwaltung nicht widersprochen. Die Schwierigkeit, und das ist unbestritten, besteht hingegen darin, strukturellen Rassismus als Gesellschaft zu überwinden. Wie ordnest du die Beispiele zur Bekämpfung des strukturellen Rassismus im Buch ein?

Marilyn Umurungi: Das Buch führt verschiedene Argumente vor, um zu beschreiben, wie sich struktureller Rassismus in der Schweiz manifestiert. Faten Khazaei zeigt in ihrem Beitrag, dass er verstärkt in politischen Abstimmungen

26 Vgl. beispielsweise die von 20 Minuten in Zusammenarbeit mit Leewas durchgeführte Befragung von 30'754 Personen aus der Schweizer Bevölkerung. Über 60 Prozent der Befragten möchten beispielsweise das M-Wort benutzen und empfinden es als nicht problematisch. Daniel Graf, Rassismusedebatte. Diese umstrittenen Begriffe wollen die meisten Schweizer weiterhin benutzen, in: 20 Minuten, 22. Mai 2023, <https://www.20min.ch/story/die-mehrheit-der-schweizer-sagt-weiter-weiterhin-m-kopf-zi-oder-asyl-608508458133> (20.4.24).

27 Zur historischen Einordnung des Begriffes und seiner rassistischen Konnotation bieten sich verschiedene Beiträge an, beispielsweise Ashkira Darmann, Bernhard C. Schär, Zürcher «Mohren»-Fantasien. Eine bau- und begriffsgeschichtliche Auslegeordnung, ca. 1400–2022. Studie im Auftrag des Präsidialdepartements der Stadt Zürich zu den «Häuserinschriften mit rassistischer Wirkung» an den Liegenschaften am Neumarkt 13 und an der Niederdorfstrasse 29, Zürich 2023; Kijan Espahangizi, Man wird wohl noch Mohrenkopf sagen dürfen! Nein darf man nicht. Es gibt Mitmenschen in der Schweiz, die das stört – und zwar völlig zu Recht, in: Die Zeit, Nr. 29/2016 oder der Eintrag auf der Webseite der Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus, die belastete Begriffe auflistet, Artikel «Mohr / Mohrenkopf», in: <https://www.gra.ch/bildung/glossar/mohr-mohrenkopf/> (20.4.24).

und Wahlkämpfen vorkommt.²⁸ Das Verhüllungsverbot, das im März 2021 in die Schweizer Verfassung aufgenommen wurde, ist ein aufschlussreiches Beispiel dafür und wird in der Einleitung des Buches angeführt.²⁹ Die Vorlage zum Verbot lud zu einer mit xenophoben und rassistischen Ideen gefütterten Diskussion ein, die grösstenteils davon geprägt war, zwischen «schlecht» und «gut» integrierten muslimischen Menschen zu differenzieren. Die Autor:innen des Sammelbandes erklären, dass dem Bedürfnis, eine Grenze zwischen muslimischen und nicht-muslimischen Menschen zu ziehen, ein Verständnis von Nation zugrunde liegt, «in der muslimische Menschen Fremde sind und ihre Integrationsfähigkeit zu beweisen haben».³⁰ Ergänzend halten sie fest, dass in Politik und Öffentlichkeit auch einfach hingenommen wird, dass Menschen auf diese Weise rassifiziert und als kulturell inkompatibel kategorisiert werden und weiter, dass eine Täter:innen-Opfer-Umkehr betrieben wird:

Damit einhergehend wird nicht selten eine rhetorische Inversion bemüht, welche die potentiellen Opfer von Rassismus zu den eigentlichen Täter:innen erklärt, etwa indem angeblicher Rassismus gegen Schweizer:innen und / oder *Weisse* zum Thema gemacht wird.³¹

Das Beispiel des Verhüllungsverbot ist deshalb sehr gut, weil es einerseits den Prozess des *Othering*, also den Prozess, wie eine Gruppe zum «Anderen» gemacht wird, und andererseits auch das Strukturelle am Rassismus zeigt. In der Kampagne werden muslimische und / oder als muslimisch wahrgenommene Menschen zu einer einheitlichen Gruppe konstruiert, die sich von der «Eigengruppe» unterscheiden lässt und der zumeist pauschal negative Eigenschaften zugeschrieben werden (wie zum Beispiel nicht-integriert sein oder sich isolieren wollen). Dem Prozess des *Othering* liegt in diesem Beispiel eine binäre, die Gesellschaft in zwei Teile trennende Ordnung zugrunde: «Wir; Christen:innen» *versus* «die Anderen; Muslim:innen». Die Teilung der Gesellschaft in zwei Lager dient der Begründung, die alte Ordnung erhalten beziehungsweise vor einer «Islamisierung» der nicht-muslimischen (*weissen*) Mehrheitsgesellschaft schützen zu müssen. Strukturell am Ganzen ist, dass es dabei nicht um das tatsächliche Verhalten von Muslim:innen in der Schweiz geht, es interessieren auch nicht die vielfältigen Lebenswirklichkeiten innerhalb des Islams. Vielmehr geht es um die Konstruktion eines Bildes von muslimischen Menschen als «nicht anpassungsfähig» oder gar bedrohlich, um Personen oder Personengruppen abzuwerten und um (vermeintliche) Unterschiede innerhalb einer Gesellschaft aufrechtzuerhal-

²⁸ Faten Khazaei, Antimuslimischer Rassismus in der Schweiz, in: Jovita dos Santos Pinto u. a. (Hg.), *Un/doing Race. Rassifizierung in der Schweiz*, Zürich 2022, S. 123–138.

²⁹ dos Santos Pinto u. a., Einleitung, S. 9.

³⁰ Ebd., S. 30.

³¹ Ebd., S. 30f.

ten, die es erlauben, hierarchische Strukturen und Mechanismen des Ein- und Ausschlusses zu rechtfertigen.

Rachel Huber: Gibt es im Buch auch Forschungskonzepte, mittels derer struktureller Rassismus analysiert werden kann?

Marilyn Umurungi: Im Beitrag *Weissmachen der Nation. Intimität, Race und Geschlecht in der Schweiz* nehmen Anne Lavanchy und Patricia Purtschert ebenfalls Prozesse des *Otherings* unter die Lupe und nutzen dabei Theorien aus der Kritischen Rassismusforschung (*Critical Race Theory*) und der Kritischen Weisseinsforschung (*Critical Whiteness Studies*) als ein konzeptuelles Instrument, um die Bedeutung von «Weissein» in der Schweizer Gesellschaft zu analysieren.³²

Dieses Konzept des *Othering* verwenden anderenorts auch Noémi Michel und Manuela Honegger in ihrer vergleichenden, mikropolitischen Analyse französischer und schweizerischer *Cyberspaces*, die das Konzept der Weisseinsforschung systematisch untersucht.³³ Sie analysieren in dieser Studie, welche Bedeutung «Weissein» beziehungsweise «Nicht-Weissein» in den erforschten *Cyber*-Räumen hat. Die Untersuchung zeigt, dass sowohl französische wie auch schweizerische *Cyberspaces* von sehr unterschiedlichen kolonialen Hinterlassenschaften geprägt sind. Weiter fanden sie heraus, dass in und *durch* diese Räume weiterhin rassifizierte Machtverhältnisse im postkolonialen Europa verbreitet werden. Michel und Honegger gelingt es also, durch die Anwendung der Konzepte der Weisseinsforschung die Wirkungsweise von Rassismus und die Konstruktion von «Weissein» offenzulegen.³⁴ Auch ihr Beispiel zeigt die strukturellen Dimensionen von Rassismus, da sie nachweisen können, dass selbst in digitalen Räumen, wo Menschen nicht real aufeinandertreffen, rassifizierende Konstruktionen gemachten werden, um eine Gruppe abzuwerten und ein- oder auszuschliessen.

Rachel Huber: Und welche Theorien oder Ansätze zeigt das Buch auf, um strukturellen Rassismus überwinden zu können?

³² Anne Lavanchy, Patricia Purtschert, *Weissmachen der Nation. Intimität, Race und Geschlecht in der Schweiz*, in: Jovita dos Santos Pinto u. a. (Hg.), *Un/doing Race. Rassifizierung in der Schweiz*, Zürich 2022, S. 139–160.

³³ Der Vorgang des *Othering* meint das Abgrenzen der eigenen als homogen verstandenen Gruppe von anderen (*others*) durch die Betonung von deren Andersartigkeit. Diese Andersartigkeit wird im Zusammenhang mit *Othering* oft als etwas Negatives konstruiert, Duden, *Othering*, <https://www.duden.de/rechtschreibung/Othering> (20.4.24).

³⁴ Noémi Michel, Manuela Honegger, *Thinking Whiteness in French and Swiss Cyberspaces*, in: *Social Politics*, 17 (2010), S. 423–449.

Marilyn Umurungi: Ein guter Ansatz, wie struktureller Rassismus vielleicht nicht gänzlich überwunden, aber zumindest an seiner fortwährenden Reproduktion gehindert werden kann, wäre das Konzept der «performativen», beziehungsweise nachhaltigen und durchgreifenden «Inklusion». Das Konzept der «performative Inklusion» steht diametral zum Konzept der «nichtperformativen Inklusion». Jovita dos Santos Pinto benutzt das Konzept der «nichtperformativen Inklusion» am Beispiel der Einweihung des *Espace Tilo Frey* um zu zeigen, wie bedeutsam Inklusion auch auf performativer Ebene ist.³⁵

Dos Santos Pinto baut ihr Konzept der «nichtperformativen Inklusion» auf Sarah Ahmeds Theorie des «nichtperformativen Antirassismus» auf. Die Geschlechterforscherin Ahmed untersuchte in mehreren Studien verschiedene Institutionen und fand in Interviews heraus, dass von Rassismus betroffene Menschen dazu tendierten, Rassismus beziehungsweise Rassismus-Erfahrungen innerhalb der Institutionen zu negieren, um nicht zusätzlich marginalisiert zu werden. Dieses Nicht-Benennen von Rassismus bezeichnet Ahmed als «nichtperformativen Antirassismus».³⁶ «Nichtperformativ» im Sinne von: der (potenzielle) antirassistische Widerstand kommt nicht zum Ausdruck, er bleibt nichtperformativ, da es nicht zu einer Kenntlichmachung der rassistischen Handlung kommt. Und da diese ausbleibt, bleiben auch grundlegenden Möglichkeiten zu antirassistischem *Handeln* aus.

Wie dos Santos Pinto ausführt, war die Einweihung des *Espace Tilo Frey* in Neuchâtel 2019 ein Akt von «nichtperformativer Inklusion». Zwar sei damit dem langjährigen, kollektiven Vergessen von Tilo Frey als erster Schwarzer Politikerin im Nationalrat vorerst ein symbolisches und ikonisches Ende gesetzt worden. Strukturell habe sich an der Inklusion von Menschen *of Colour* in politischen und institutionellen Räumen jedoch nichts verändert, wie die Einweihungszeremonie des Tilo Frey-Platzes gezeigt habe. Während der offiziellen Feier redeten mit einer Ausnahme ausschliesslich nicht-rassifizierte Personen in ihren offiziellen Funktionen als Geschichtsprofessorin, als Rektor der Universität und als Gemeindepräsident und Integrationsdelegierter.³⁷ Was dos Santos Pinto mit diesem Beispiel deutlich macht, ist, dass die wichtigen Positionen in Verwaltung, Wirtschaft, Kultur und Wissenschaft fast durchgängig von Personen besetzt werden, die nicht von Rassifizierung betroffen sind, jedoch für und über rassifizierte Personen (hinweg) sprechen und agieren. Am Schluss wird ersicht-

³⁵ Jovita dos Santos Pinto, Tilo Frey und die nichtperformative Inklusion, in: dies. u. a. (Hg.), *Un/doing Race. Rassifizierung in der Schweiz*, Zürich 2022, S. 55–76.

³⁶ Sara Ahmed, *On Being Included. Racism and Diversity in Institutional Life*, Durham 2012, S. 40–43.

³⁷ Vor dieser Einweihung fand eine inoffizielle Feier statt, an der verschiedene Schwarze Aktivist:innen, Initiator:innen, Expert:innen, Wissenschaftler:innen zum Thema sprachen, «um die Umbenennung als Errungenschaft eines fortlaufenden Widerstands gegen Rassismus zu feiern.» dos Santos Pinto, Tilo Frey, S. 55.

lich, dass die betroffenen Personen, die mit ihrem konstanten Widerstand gegen Rassismus den Prozess, der schliesslich zu dieser Umbenennung führte, eingeleitet und weitgehend gestaltet haben, nicht offiziell sprechen (dürfen). Sie werden erneut marginalisiert.

Rachel Huber: Wie könnte man das konkret ändern?

Marilyn Umurungi: Eine strukturelle Veränderung könnte zum Beispiel bedeuten, das Bewusstsein und Wissen über Rassismus innerhalb von Institutionen zu schärfen. Vor allem Bildungsinstitutionen wie Hochschulen und Universitäten, aber auch die Schweizer Behörden und Verwaltungen müssen die Praxis der «nichtperformativen Inklusion», bei der Marginalisierung und Nicht-Benennung von Rassismus zur Norm gehört, verlernen und die der «performativen Inklusion» einführen. Es sollte zur Norm werden, Stillschweigen und Nicht-Benennen von Rassismus zu brechen und stattdessen Räume zu schaffen, in denen eine kritische Wissensproduktion um *Race* und Rassismus ermöglicht wird. Darüber hinaus müssen die Stellen in der Verwaltung die Schweizer Bevölkerung repräsentieren. Es ist notwendig, explizite und implizite Diskriminierungspraktiken beim *Recruiting* kritisch zu hinterfragen und zu beenden. So kommen auch rassifizierte Personen auf Stellen, denen eine Hebelwirkung zukommt und die es erlauben, eine antirassistische Gesellschaft mitzugestalten. Zudem sollte es in der Verantwortung der Bildungsinstitutionen liegen, dass eine kritische Auseinandersetzung sowie interdisziplinäre Perspektiven Eingang in Lehre und Forschung finden. Beispielsweise könnte man obligatorische Einführungsmodule zur Geschichte, Gegenwart und Kontinuität von Rassismus einführen. Wie siehst du das als Forscherin an einer Universität? Konntest du dos Santos Pintos Argument der «nichtperformativen Inklusion» nachvollziehen?

Rachel Huber: Ich kannte das Konzept nicht. Nachdem ich dos Santos Pintos Beitrag im Sammelband gelesen hatte, stellten sich mir zunächst ein paar Fragen: Wieso ist es negativ zu bewerten, wenn sich Verwaltungen (wenn auch spät) bemühen, Biografien und Geschichten von *People of Colour* und Schwarzen Menschen in den öffentlichen Raum zu bringen und damit in die Schweizer Erinnerungskultur zu inkludieren? Ist das nicht ein wichtiger Anfang? Dos Santos Pinto schreibt an einer Stelle: «Zum Schluss zeige ich, dass das langjährige kollektive Vergessen von Tilo Frey als Schwarze Politikerin Ausdruck unempfindlicher Kollektivitäten ist und bei der Einweihung des Platzes nicht zuletzt zu einer weiteren nichtperformativen Inklusion führte.»³⁸ Immerhin hat die Auseinandersetzung mit Tilo Frey, die in nicht geringem Masse dos Santos Pintos Forschung zu verdanken ist, schliesslich dazu geführt, dass das 2022 von Renée

38 dos Santos Pinto, Tilo Frey, S. 58.

Levi gestaltete Giebeldreieck des Bundeshauses in Bern nach ihr benannt wurde.³⁹ Ist das nicht Ausdruck dafür, dass Tilo Frey nicht mehr vergessen und fester Bestandteil unseres kollektiven Gedächtnisses ist? Als ich dann den Beitrag ganz durchgelesen hatte, verstand ich erst, dass «nichtperformative Inklusion» auf strukturellen Rassismus hinweist.⁴⁰ Solange die rassistischen Strukturen einer Gesellschaft kontinuierlich dafür sorgen, dass rassifizierte Personen im Lebens- und Arbeitsalltag gegenüber *weissen* Personen benachteiligt werden, es also keine Chancengerechtigkeit gibt, bleiben Umbenennungen von Plätzen oder Strassen nach rassifizierten Personen reine Symbolpolitik.

Eine weitere Frage, die sich mir beim Lesen von dos Santos Pintos Beitrag gestellt hat, war, wer gehört zum «unempfänglichen Kollektiv» und wer nicht? Sind mit dem «unempfänglichen Kollektiv» auch die Institutionen der Schweiz gemeint, also die Verwaltungen und Behörden, die Universitäten und die Schulen? Wie hast du dieses Begriffskompositum verstanden?

Marilyn Umurungi: Ich glaube nicht, dass klar zwischen einer unempfänglichen und empfänglichen Gruppe unterschieden werden kann. Ich verstehe hier «Kollektivitäten» im Sinne von Stuart Hall. Also soziale Kollektivitäten, wie *Class*, *Race*, *Gender*, *Nation*, die historisch und heute stark von gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen beeinflusst werden und unsere sozialen und kulturellen Identitäten prägen.⁴¹ Diese ineinandergreifenden Kollektivitäten können in der historischen Aufarbeitung der nationalen Identität nicht getrennt voneinander betrachtet werden, denn sie sind miteinander verknüpft. Wenn sie nicht als intersektional betrachtet und verstanden werden, dann entsteht eine gewisse Unempfänglichkeit für die Vielschichtigkeit und Diversität des gesellschaftlichen und kulturellen Lebens in der Schweiz. Institutionen sind so gesehen Impulsgeberinnen für diese Unempfänglichkeit.

Dazu fällt mir ein, dass Neuchâtel, wie oben besprochen, einen Platz umbenannt hat und in Genf eine Universität ihren Namen änderte, weil er an den umstrittenen Wissenschaftler Carl Vogt erinnerte.⁴² Aber in Zürich entschied das Zürcher Baurekursgericht, dass die rassistischen Schriftzüge am Haus an der

39 O. A., Hommage an Tilo Frey. Giebel des Bundeshauses erhält Kunstwerk, in: Berner Zeitung, 4. 3.2022.

40 Dass gewisse Wirkungsfelder wie beispielsweise die Arbeitswelt, Wohnungssuche, Behörden und Einbürgerung, Politik sowie Polizei und Justiz in der Schweiz strukturell rassistisch sind, konnte in der Grundlagenstudie «Struktureller Rassismus» bestätigt werden. Mugglin u. a., Grundlagenstudie, S. 47 f.

41 Vgl. Nurcan Sahin-Klinserer, Kulturelle Grenzüberschreitungen. Selbstbestimmte Lebensführung jenseits von Identitätszwängen im deutsch-türkischen Raum, Inaugural-Dissertation, Ludwig-Maximilian Universität, München 2012, S. 143.

42 Radio Télévision Suisse, L'université de Genève va renommer le bâtiment Carl Vogt, 29.11.2023, <https://www.rts.ch/info/regions/geneve/13426388-luniversite-de-geneve-va-renommer-le-batiment-carl-vogt.html> (19.4.2024).

Niederdorfstrasse 29 und am Haus Neumarkt 13 nicht abgedeckt werden sollen. Diese Rechtsprechung war ganz im Sinne des Zürcher Heimatschutzes und des Stadtzürcher Heimatschutzes (SZH), die Rekurs gegen die 2021 vom Zürcher Stadtrat beschlossene Abdeckung eingeleitet hatten.⁴³ Dass es erneut zu einer Debatte und folglich zum Entscheid des Zürcher Stadtrates gekommen ist, ist zivilgesellschaftlichen Organisationen wie dem *Kollektiv Vo da* zu verdanken, die sich gegen die Abwertung rassifizierter Zürcher Einwohner:innen und Steuerzahler:innen gewehrt haben.⁴⁴

Für mich zeigt dieses Beispiel, dass aktivistische, soziale Interventionen einen grossen Einfluss auf Institutionen haben können. Sie können sie zur Rechenschaft ziehen und Veränderungen einfordern. Aber die strukturellen Veränderungen müssen sowohl aus den Institutionen als auch aus Teilen der Zivilgesellschaft erfolgen. Die kollektive Aufarbeitung der nationalen Rassismus- und Kolonialgeschichte muss für mich auf mehreren Ebenen stattfinden. Individuell, gesellschaftlich, aber auch institutionell. Gerade weil Rassismus so tief in verschiedenen Strukturen unserer Gesellschaften verankert ist, ist es wichtig, Analysen zu entwickeln, die über ein Verständnis einzelner und individueller rassistischer Handlungen hinausgehen. Wenn Institutionen sich dem Erinnern und ich würde sogar sagen dem *Heilen* ihres kolonial-rassistischen Erbes verschliessen, dann bleiben antirassistische Massnahmen leider nur, wie du schon erwähnt hast, Symbolakte.

Ich möchte dir gerne die Frage zurückstellen. Welche Rolle haben Schweizer Institutionen wie die Bundes-, Kantons- oder Stadtverwaltungen sowie Universitäten und Schulen für dich, wenn es um strukturelle Veränderungen geht im Hinblick auf Rassismus? Wo siehst du vielleicht auch hier als Forscherin an einer sehr entscheidenden Institution (der Universität) den grössten Handlungsbedarf?

Rachel Huber: Ashkira Darmann und Bernhard C. Schär haben in ihrer Studie zu den M-Kopf-Inschriften in der Stadt Zürich etwas geschrieben, das ich als Teilantwort auf deine Frage hier gerne zitieren möchte: Das «spezifische historische und alltagskulturelle Wissen von Schwarzen wird [...] allzu oft nicht als valide oder als gleichwertig zum *weissen* Wissen anerkannt.» *Weisses* und *Schwarzes* Wissen, so Darmann und Schär, stehen etwa durch die fortwirkende Unterrepräsentation Schwarzer Menschen in Politik, Verwaltung, Wissenschaft oder Medien in einem hierarchischen Verhältnis. Die Schwarze Perspektive gelte als partikulare Abweichung von der vermeintlich letztgültigen, universellen *weis-*

⁴³ Darmann, Schär, Zürcher «Mohren»-Fantasien, S. 105.

⁴⁴ Rachel Huber, Barbara Lüthi, Katharina Morawek, Auslegeordnung «Erinnerungskultur Stadt Zürich». Studie im Auftrag des Präsidialdepartements der Stadt Zürich zur erinnerungskulturellen Situation, Zürich 2023, S. 49.

sen Perspektive.⁴⁵ Eine Notwendigkeit, um strukturellen Rassismus zu überwinden, ist die Rekrutierung von rassifizierten Personen in den genannten Wirkungsfeldern wie Wissenschaft und Verwaltung. Wenn aber zu diesem Zeitpunkt bereits unbewusste interne Rassismen bei den Arbeitgeber:innen vorhanden sind, das heisst struktureller Rassismus in den Institutionen verankert ist, kommt es gar nicht erst soweit und der *circulus vitiosus* bleibt intakt. Um diesen Teufelskreis zu durchbrechen, muss man viel früher mit Sensibilisierung und Aufklärung in der Gesellschaft beginnen. Das sollte Teil der politischen Bildung sein. Diese beginnt optimalerweise in der Kindheit und Jugend. Es ist also dringend notwendig, Rassismus als universelles, historisches und gegenwärtiges, aber auch als explizites Schweizer Thema in die Lehrmittel der Primar- und Mittelschulen aufzunehmen. Die im Auftrag der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus (EKR) verfasste Studie *Rassismus und Repräsentation gesellschaftlicher Diversität in Lehrmitteln* kam zum Ergebnis,

dass Rassismus in den Lehrmitteln insgesamt fragmentarisch und nicht als lehrmittelübergreifendes Konzept behandelt wird. Mit wenigen Ausnahmen wird Rassismus weder namentlich genannt, noch ist er ein didaktisch aufbereiteter Gegenstand zur inhaltlichen Auseinandersetzung. Rassismus als gesellschaftliches Phänomen, welches historische Kontinuitäten aufweist und bis heute wirkmächtig ist, wird in den Lehrmitteln nicht etabliert. Die expliziten Sequenzen arbeiten mit einem Rassismusbegriff, der sich für intendierte Diskriminierungsformen interessiert und auf die interpersonale Ebene fokussiert.⁴⁶

Das bedeutet, dass wir bereits in der Schule nur Fragmentarisches über die Geschichte des Rassismus und seine Kontinuitäten bis in unsere Gegenwart lernen, nichts über die rassistischen Strukturen unseres Landes erfahren und so auch nicht auf das Thema sensibilisiert werden.

Um zu deiner Frage zurückzukommen: Ich beobachte als *weisse* Forscherin an einer Universität, dass in den Geisteswissenschaften zumindest eine grössere theoretische Sensibilität zum Thema vorhanden ist. Zumindest in der Theorie wird versucht, die Universität als Stätte der Wissensproduktion zu dekolonisieren. Dazu würde es gehören, rassifizierte Personen auf Schaltstellen zu rekrutieren. In der Praxis beobachte ich jedoch, dass dieser Prozess noch immer sehr langsam voranschreitet. Die Schweizer Unis sind fast ausschliesslich *weiss*. In der Forschungsaueinandersetzung, zumindest in meinem Fach, zählt für viele Forschende Schwarzes Wissen genau so viel wie *weisses* Wissen. Das wird nicht in Frage gestellt. Forschung ist Forschung. Gleichzeitig gibt es viel zu wenig Forschung über strukturellen Rassismus in der Schweiz, die man als Grundlage in

⁴⁵ Darmann, Schär, Zürcher «Mohren»-Fantasien, S. 103.

⁴⁶ Simon Affolter, Vera Sperisen unter Mitarbeit von Melissa Girardet u.a., Rassismus und Repräsentation gesellschaftlicher Diversität in Lehrmitteln. Eine Studie im Auftrag der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus (EKR), Aarau 2023, S. 23 f.

der Verwaltungspraxis verwenden könnte. Das bedeutet nicht, dass sich nichts bewegt. Im Buch *Un/doing Race* schreibt Noémi Michel über den Schweizer Mohamed Wa Baile und seinen juristischen Kampf gegen *Racial Profiling*.⁴⁷ Selbst Opfer dieser polizeilichen Praxis, wehrte sich Wa Baile 2016 dagegen und zog seinen Fall zusammen mit der *Allianz gegen Racial Profiling* und vielen Unterstützer:innen, darunter auch der Autorin, bis vor den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR). Dieser verurteilte die Schweiz wegen Diskriminierung, es gäbe keine klare Gesetzgebung zu der weit verbreiteten Praxis des *Racial Profiling*. Dieser so genannte *Impact Case* oder auch Musterfall hat Signalwirkung über die Schweizer Grenzen hinaus.⁴⁸ Im Sammelband werden im Kapitel *Antirassistische Horizonte* weitere Widerstandspraktiken, die Wissenschaft und Aktivismus verbinden, beschrieben. So beispielsweise im Beitrag von Pamela Ohene-Nyako *Widerstand leisten mit Schwarzer Literatur*.⁴⁹ Sie betont die Wichtigkeit der Repräsentation von minorisierten und marginalisierten Bevölkerungsgruppen. In ihrem Beispiel ist es das Lesen von Schwarzer Literatur als Widerstandspraxis, das Schwarzen Frauen hilft, «sich bewusst zu werden und sich repräsentiert zu fühlen.»⁵⁰ Dass mittels humoristischer Performanckunst und Theater gegen die herrschende Schweizer *Whiteness*, aufgrund derer Schwarze Schweizer Staatsbürger:innen nicht als solche anerkannt werden, angegangen werden kann, beschreibt Mélanie-Evely Pétrémont in ihrem Beitrag.⁵¹ Es besteht also Hoffnung, dass die antirassistische Bewegung stärker wird.

Um unseren Dialog abzuschliessen, möchte ich dir gerne folgende Abschlussfrage stellen: Wie schätzt du die Lage in der Schweiz ein? Siehst du auch antirassistische Tendenzen in der Wissenschaft und der Verwaltung?

Marilyn Umurungi: Ich würde gerne dieses Gespräch optimistisch und hoffnungsvoll beenden. Aber ich kann diese Frage nicht beantworten, ohne zwei Dinge zuerst auch klar unterschieden zu haben: Inklusion und Antirassismus. Ich sehe in den Wissenschaften sowie auf der Verwaltungsebene tatsächlich Bestrebungen nach mehr Polyphonie und der Umsetzung von Inklusion. Zum Beispiel wurde letztes Jahr mit Debjani Bhattacharyya die erste Geschichtsinstitutlerin *of Colour* aus dem globalen Süden an der Universität Zürich angestellt. Sie

47 Michel, *Racial Profiling*, S. 101–119.

48 Sibilla Bondolfi, EGMR verurteilt Schweiz wegen Fall von Racial Profiling, in: SRF News, <https://www.srf.ch/news/schweiz/rassistische-polizeikontrolle-egmr-verurteilt-schweiz-wegen-fall-von-racial-profiling> (20. 2. 2024).

49 Pamela Ohene-Nyako, *Widerstand leisten mit Schwarzer Literatur. Eine Analyse literarischer Praktiken afrodiasporischer Frauen in der Schweiz*, in: Jovita dos Santos Pinto u. a. (Hg.), *Un/doing Race. Rassifizierung in der Schweiz*, Zürich 2022, S. 269–288.

50 Ebd., S. 273.

51 Mélanie-Evely Pétrémont, *Weisse Räume mit Humor und antirassistischer Performance abbauen. Eine Fallstudie in der postkolonialen Schweiz*, in: Jovita dos Santos Pinto u. a. (Hg.), *Un/doing Race. Rassifizierung in der Schweiz*, Zürich 2022, S. 289–308.

soll einen Perspektivenwechsel bringen. Auch in der Politik gibt es offenbar eine Tendenz zur Inklusion von rassifizierten Personen. So erlangte zum Beispiel der SP-Politiker und Behindertenrechtsaktivist Islam Alijaj bei den Wahlen am 22. Oktober 2023 als erster Schweiz-Albaner einen Sitz im Nationalrat. Oder auch die Wahl der Zürcherin Mandy Abou Shoak zur Kantonsrätin (SP) war das Resultat eines inklusiveren Wahlkampfs und einem inklusiveren politischen Schaffen. Können wir aber deshalb auch gleich davon ausgehen, dass zum Beispiel durch den Perspektivenwechsel von Bhattacharyya das Geschichtsdepartement der Universität Zürich auch antirassistisch vermittelt oder auf koloniale und rassistische Praktiken innerhalb der Institution sensibilisierter agieren wird? Durch die Inklusion von *People of Colour* erhoffen sich Institutionen auch immer gleich, dass diese implizit die Aufgabe übernehmen, auf Leerstellen aufmerksam zu machen. Aber das sollte eigentlich nicht allein deren Aufgabe sein. Antirassismus ist die Praxis, Rassismus aktiv zu erkennen und zu bekämpfen. Das Ziel des Antirassismus besteht darin, Richtlinien, Verhaltensweisen und Überzeugungen, die rassistische Ideologien und Handlungen aufrechterhalten, aktiv zu ändern.⁵² Das sollte die Aufgabe aller sein.

Insgesamt habe ich den Eindruck, dass in den gegenwärtigen Bildungsinstitutionen und Verwaltungen der umfassende Anspruch auf eine antirassistische Praxis noch nicht wirklich angekommen ist und deswegen auch die verbindlichen Rahmenbedingungen für die Weiterentwicklung einer antirassistischen Gesellschaft nicht präsent sind. Man gewöhnt sich aufgrund der fehlenden Verbindlichkeit zu antirassistischer Praxis daran zu denken, Inklusion allein reiche aus. Sobald man sich aber die Tiefe der rassistischen Strukturen in allen Institutionen bewusst macht, steht fest: Inklusion allein reicht nicht aus.

Marilyn Umurungi, freischaffende Kuratorin, Kunst- und Kulturforscherin,
umurungi@icloud.com

Rachel Huber, Digital Humanities, Walter Benjamin Kolleg, Universität Bern,
rachel.huber@faculty.unibe.ch

52 Tupoka Ogette, *Exit RACISM. Rassismuskritisch denken lernen*, Münster 2017, S. 16–19 und S. 127.